

# Der Pfarrer.

## Blick auf Geschichte und Aufgabe eines Berufs.

Ein Vortrag von Erich Seeberg,

Berlin-Grunewald, Trabenerstr. 2

### Inhalt

Die Grundthese: Pfarrer und Priester sind zweierlei.

#### I. Blick auf das Urchristentum und die alte Reichskirche.

1. Kennt das Urchristentum Pfarrer?
2. Die Entstehung des bischöflichen Amts.
3. Die Reichskirche und ihre Stellung in der versinkenden Kultur der Antike.

#### II. Blick auf Mittelalter, Reformation, Pietismus und Aufklärung.

1. Karl der Große und die byzantinische Reichskirche — Die kulturelle Aufgabe der Kirche als Grundlage der Verschmelzung von Christentum und Germanentum.
2. Der Pfarrer in der Reformationszeit als Beispiel für die Verwirklichung einer Idee. — Die Pfarrertheologie zur Zeit der Reformation. — Wer hat das Pfarrhaus geschaffen?
3. Reformbestrebungen der Orthodoxie. — Die doppelte Wahrheit als Gefahr der Kirche. — Verbeamtung und Verbürgerlichung im 19. Jahrhundert.

#### III. Pia desideria.

1. Gibt es Kirche ohne Pfarrer? — Pfarrer und Theologen sind nötig vor allem, um das Gebiet der Religion zu pflegen und zu vertiefen.
2. Das Verhältnis von Theologie und Pfarrer. — Der Sinn des Universitätsstudiums. — Gedanken zur theologischen Studienreform. — Pfarrerschulung.
3. Konkrete Fragen. — Verwaltungsarbeit und Pfarrer. — Vereinsarbeit. — Studium auf die Predigt. — Religionsunterricht. — Kirchliche wissenschaftliche Arbeit. — Geldfragen.

Schl u ß: Das Leiden des Pfarrers und seine Behebung.

Es mag sein, daß hinter der Frage nach der Geltung des Pfarrers die Frage nach der Nachwirkung des „Priesters“ liegt, der ursprünglich dem Zauberer und dem König gleich nah steht. Primitive, urtümliche Empfindungen können in uns selbst aufwachen, wenn man darüber nachdenkt, was eigentlich das Primäre in den menschlichen Lebensordnungen ist, der „Priester“ oder der „König“, der Staat oder die Kirche. Aber gegenüber

derartigen Gefühlen und auch gegenüber dem Hinweis auf den Zusammenbruch der „magischen“ Kultur in der ganzen heutigen Welt<sup>1)</sup> muß man sich und andere immer wieder daran erinnern, daß der Pfarrer heute kein Priester ist, daß der Beruf des Pfarrers vielmehr durch seine Ausübung in Jahrhunderten, die das magische Weltgefühl mehr und mehr verdrängt haben, selbst vom „Zauberhaften“, das ihm vielleicht von seinen Anfängen her anhaftet, mehr und mehr befreit worden ist. Unsere Grundthese heißt: **Pfarrer und Priester sind grundsätzlich zweierlei.** Der Priester gehört in die Anfänge der magischen Kultur; der Pfarrer steht in den Zusammenhängen der rationalen Welt.

Ein Blick auf die Geschichte des Pfarrerberufs mag die Richtigkeit dieser These beweisen.

## I.

### 1.

Das Urchristentum kennt den Pfarrer so wenig wie den Priester.

Hier herrscht vielmehr die lebendige Spannung von Geist und Ordnung, Enthusiasmus und Autorität, Freiheit und Bindung. Wir dürfen uns die ersten Christen weder als ungebundene Geistmenschen vorstellen, wie die Pietisten und etwa noch A. Ritschl es taten, noch als lediglich an das Alte Testament und an das Bekenntnis gebundene Buchstabengläubige. Das Charakteristische ist, daß beides vorhanden ist, Pneumatismus und Tradition. Und zwar ist es so, daß, wie K. Holl gesehen hat, der Quellpunkt für die Tradition und für die Rechtsbildung im pneumatischen Erleben liegt. In den „Erscheinungen“ des Herrn wurzelt die Autorität des Petrus und der Apostel. Diese Erscheinungen haben ihre Stellung innerhalb der Urchristenheit so zu sagen legitimiert. Hier liegt die eine Wurzel des Kirchenrechts, wozu dann noch die den Jakobus, den Bruder Christi, hervorhebende Verwandtschaft mit dem Herrn selbst kommt. Nur wenn

---

1) Vgl. H. M. Müller, Der Angelpunkt der religiösen Weltlage (Heft 3 der Schriftenreihe „Der Evangelische Religionsunterricht“, herausgegeben von Prof. Lic. Ellwein), Diesterweg, Frankfurt a. M. o. J.

man diese Bedeutung der Erscheinungen ermißt, die doch mit der als Himmelfahrt gedeuteten letzten Erscheinung Christi abgeschlossen werden, versteht man den Lebenskampf des Paulus, auf dessen Grund das Ringen um die Anerkennung der „Erscheinung“ Christi vor ihm, eben nach der geschlossenen Zeit, als gleichwertig mit den früheren Erscheinungen vor den älteren Aposteln liegt.

Christus hat nicht bloß das Evangelium gebracht, sondern in seiner Botschaft schenkt er auch den Christen das Ideal des pneumatischen Menschen; das heißt des Menschen, der den Geist Gottes besitzt, und der in dieser Kraft die Menschen so gut durchschaut wie die Geister, und dem, weil er Gottes Geist hat, weder Schlangen noch Gift etwas antun können. Grade deshalb aber ist dieser Mensch, in dem Gottes Kraft lebt, der Mensch der Bescheidenheit, Zurückhaltung und Rücksichtnahme, der um des „Schwachen“ willen auf seine Vorrechte verzichtet.

Zweifellos hat es solche Menschen damals gegeben; aber schon früh kommt es zur Entartung der Pneumatiker. Manches davon lesen wir im 1. Korinther- und im 1. Klemensbrief<sup>2)</sup>; manches erzählt uns auch die Didache, die sehr anschaulich berichtet, wie falsche Pneumatiker aufgetreten sind, die in der Ekstase den Geist schreien ließen: „Gib Geld!“ oder „gib zu essen“ und sich das Entsprechende dann freundlich aneigneten. Niemand hat so viel wie der große Pneumatiker Paulus getan, um den Geist an die Ordnung zu binden. Er, der selbst den Geist hatte bis an die Grenzen der Vernunft, hat immer wieder geraten, die Rücksicht auf die Gemeinschaft über die Kraftäußerung des Geistes zu stellen und hat Verständlichkeit und Disziplin dem Walten des freien Geistes vorgezogen. Der echte Pneumatiker lebt in der Art und Weise Christi; man erkennt ihn daran, daß er die „Züge Christi“ an sich trägt.

Auf dieser Grundlage entwickelt sich dann allmählich so etwas wie das Amt. Zunächst freilich ist die Organisation so

2) Vgl. P. Meinhold, Geschehen und Deutung im ersten Klemensbrief (Z.K.G. 1939, Heft 1/2), S. 83 ff.

einfach wie nur möglich gewesen. Diejenigen, die in den einzelnen Orten zuerst Christen geworden sind — die „Anfänger“, die wir mit dem Begriff „alte Kämpfer“ uns verdeutlichen können —, sorgen für den Raum, für die Ordnung und für alles, was zu einer altchristlichen Versammlung dazu gehört. Das alles kann man aber nicht als „Amt“, sondern nur als „Dienst“ bezeichnen. So ergibt sich allmählich in den Gemeinschaften der Christen eine Schicht der „Bevorzugten“, die man auch die „Gehyrten“, die „Vorstehenden“ oder die „Führenden“ genannt hat. Der Sprachgebrauch ist offenbar flüssig. Und K. Müller wird recht haben <sup>3)</sup>, der meint, daß diejenigen, die in den von Paulus gegründeten Gemeinschaften „Aufseher“ hießen, in den von der Urgemeinde eroberten Gebieten „die Alten“ genannt worden sind. Die verschiedenen Bezeichnungen drücken also dieselbe Funktion auf verschiedenem Boden aus.

Von einem „Amt“ im eigentlichen Sinne wird man erst dort sprechen dürfen, wo die Leistungen bezahlt werden. Schon bei Paulus taucht dies Problem auf; und er ist stolz darauf, daß er sich von seiner eigenen Hände Arbeit ernährt hat, ohne jemandem lästig zu fallen <sup>4)</sup>. Gelöst aber im Sinne der Bezahlung scheint mir die Frage zu sein, wenn es später heißt <sup>5)</sup>: „Die schön vorstehenden Presbyter sind doppelten Lohnes wert, besonders die, die arbeiten in Wort und Lehre.“ Wenn ich die Stelle richtig deute, so sind grade die theologisch wirksamen Presbyter diejenigen gewesen, die zuerst für ihre Tätigkeit finanziell entschädigt worden sind.

## 2.

Die Funktionen des Priesters und des Bischofs lassen sich in den ersten Jahrhunderten der Geschichte des Christentums nicht scharf voneinander scheiden.

Der monarchische Episkopat, dessen Spuren in sehr frühe Zeiten hinaufreichen — man denke an Jakobus „den Gerechten“, an Diotrophes, der „der erste sein will“, an die „Engel“ der einzelnen Gemeinden in der Apokalypse und an die Stellung

3) K. Müller, Kirchengeschichte I<sup>2</sup> S. 110 ff., 214.

4) 1. Kor. 9, 4 ff.; 2. Kor. 11, 7 ff.; 1. Thess. 2, 9; 2. Thess. 3, 8 ff.

5) 1. Tim. 5, 17; vgl. R. Knopf, Nachapostolisches Zeitalter S. 395 ff.

der „Apostelschüler“<sup>6)</sup> —, hat sich allmählich herausgebildet. Die Einzelheiten dieses Weges bleiben im Dunkeln; aber wir vermögen die drei Pfeiler zu erkennen, auf denen der monarchische Episkopat ruht. Es sind die Verwaltung des Sakraments, die Leitung der Buße und die Garantie der reinen Lehre.

Schon Ignatius von Antiochien führt den Gedanken aus, daß lediglich der Bischof imstande ist, gültige Sakramente, insonderheit die Eucharistie, zu spenden. In langen Streitigkeiten, namentlich mit den Märtyrern und „Bekennern“, die als Nachfolger der Pneumatiker anzusehen sind, haben die Bischöfe es durchgesetzt, daß die Wiederaufnahme eines „Gefallenen“ in geordnetem Verfahren unter ihrer Leitung nötig sei. — Allgemein christliche Überzeugung war die aus dem Judentum übernommene Vorstellung, daß die Bischöfe im lückenlosen Nachweis ihrer amtlichen Ahnenreihe das Mittel besaßen, das die Reinheit der von ihnen vertretenen christlichen Lehre gegenüber etwaiger ketzerischer Verfälschung garantiert. Es ist gewissermaßen die notwendige Krönung der Stellung des Bischofs, wenn Kallist von Rom die Unabsetzbarkeit der Bischöfe gelehrt hat, und wenn man das Verhältnis des Bischofs zu seiner Gemeinde analog dem Verhältnis von Christus zur Kirche oder von Mann zu Frau in der Ehe gedacht hat.

Obwohl die Bischöfe in den etwa zehn Menschenalter umfassenden Jahren des Ringens um die Geltung des Christentums keineswegs immer fest geblieben sind, ist ihr Ansehen gewachsen. Der scharfe Tertullian nennt sie „im Frieden Löwen, im Krieg Hirsche“. Aber die große „kirchliche“ und nicht sektenmäßige Entwicklung des Christentums, die sich mit der Ausscheidung des Montanismus grundsätzlich durchgesetzt hat, erhöht die Bedeutung des Bischofs, der eben kraft seiner priesterlichen und amtlichen Funktion das ist, was er ist, und nicht durch seine persönliche Heiligkeit und Geistlichkeit. Dabei scheint es schon damals so gewesen zu sein, wie es eigentlich oft bis heute geblieben ist, daß nämlich die Bischöfe schwache Theologen gewesen sind,

6) 3. Joh. 9 f.; Apok. 1, 20; 2, 1, 12, 18; 3, 1, 7, 14; 2. Tim. 1, 6; 1. Tim. 3, 1; 4, 14 f.; 1. Thess. 5, 13.

während grade die theologische Arbeit von den gelehrten Presbytern geleistet worden ist, in denen wir auch vor allem die Prediger an den Kirchen — man erinnere sich an Arius — zu erblicken haben. Man denke in diesem Zusammenhang auch an den großen Origenes, den ersten Umformer der christlichen Religion, oder auch an Malchion, der erst imstande war, den Paul von Samosata zu widerlegen.

Im dritten Jahrhundert können wir aber auch eine gewisse Bürokratisierung in der Auffassung der verschiedenen christlichen „Ämter“ — es gibt deren 7 + 3 — beobachten. Man liebt es, daß jeder von der Pike auf dient, und es gilt bei der Bischofswahl als Empfehlung, wenn der Kandidat alle diese Funktionen wenigstens auf kurze Zeit ausgeübt hat. So entsteht der Klerus als „Stand“. Ursprünglich konnte jeder Christ, der den Geist hatte und sich sonst als geeignet erwies, priesterliche Funktionen übernehmen. Fabian von Rom war ein Landmann, der zum Markt in die Stadt kam. Als sich eine Taube auf seine Schulter setzte, sah man darin ein Zeichen des Heiligen Geistes und wählte ihn zum Bischof. Aber bald ist es verboten worden, Sklaven in den Klerus aufzunehmen. Und als Cyprian sich vor seinem Tod mit dem Statthalter der römischen Provinz Afrika trifft, da hat man den Eindruck, als ob zwei vornehme Herren, die gleich hoch stehen, miteinander verhandeln; nur daß der eine vom andern auf den Todesweg geschickt wird. Das eigentliche Kennzeichen des neuen Standes wird die Enthaltung vom Geschlechtsverkehr, die den im Altardienst Beschäftigten auferlegt wird. Es ist also der Gedanke der kultischen Reinheit des „Priesters“, der primär hinter der Forderung des Zölibats steht.

### 3.

Der große Umschwung in der Geschichte des Christentums, den Konstantin der Große entscheidend angebahnt hatte, führt zu einer erneuten Steigerung des Ansehens der Bischöfe; und nun auch nach außen hin. Eusebius hat uns den Eindruck hinterlassen. Man kann ihn nur in die Worte zusammenfassen: die neue Welt ist da. Jeder mußte in der Gegenwart des Kaisers stehen; die Bischöfe aber durften sitzen. Was mußte

es für Gefühle hervorrufen, also so bald nach den Verfolgungen der Kaiser die gewiß nicht immer sauberen Narben der Märtyrer küßte und sich als „Bruder der Bischöfe“ oder als „Bischof derer, die draußen stehen“ bezeichnete! Aber Konstantin gab nicht bloß solche in einer Zeit der Formen und Formeln gewiß nicht gering zu schätzende Gunstbeweise, sondern er verlieh auch viele Benefizien. Die Bischöfe gewannen für kirchliche Vermögen Steuerfreiheit; sie durften Schenkungen annehmen und in den Kirchen Asyl für Verfolgte gewähren; sie wurden auch Zivilrichter oder Schiedsmänner, und sie erhielten das Recht zur freien Fahrt auf der kaiserlichen Post, die sie dann durch ihre unendlichen Reisen zu ihren unendlichen Synoden fast ruiniert hätten.

Alle diese Dinge spielen sich auf einem sachlich bedeutsamen Hintergrund ab.

Im Osten wird die Kirche, wie E. Schwartz gesehen und E. Caspar durchgeführt hat, zur Reichskirche, an deren Spitze schließlich der Bischof von Konstantinopel als „Reichsbischof“ steht. Die Kirche büßt also unter dem kaiserlichen Schutz und den kaiserlichen Geschenken ihre Freiheit ein, wie schon früher die kirchliche Gesamtgliederung im Osten sich der kaiserlichen Reichseinteilung angepaßt hatte. Kirchliche Provinzen und kaiserliche Provinzen fallen also zusammen; für die Verwaltung des Reichs ein einschneidendes und tief in die politischen Interessen eingreifendes Prinzip.

Im Westen ist das nie ganz und rund gelungen. Rom, dem Justinian schließlich den Lehrprimat zugestanden hat, hegt immer seine besondere kirchenrechtliche Ideologie, die ihre rein kirchengeschichtlichen Wurzeln nicht verleugnet hat. Die Würde jeder Kirche und der Rang ihres Bischofs richten sich nicht nach politischen Gegebenheiten oder Gesichtspunkten, sondern nach der geschichtlichen Nähe der betreffenden Kirche zu den Aposteln. So wird der Vorrang Roms erhalten; so bleibt im Westen vorläufig die alte synodale Gliederung der Kirche; so ist es eine dauernde Streitfrage, inwieweit und wann der römische Bischof der kaiserlichen Gerichtsbarkeit untersteht.

Das Einzelne gehört nicht hierher. Es kommt nur darauf an, das verschiedene kirchenrechtliche Prinzip der Entwicklung zu

sehen, und sich klarzumachen, daß schließlich faktisch, aber nicht gedankenmäßig — und darauf kommt es an — das reichskirchliche Prinzip gesiegt hat.

Merkwürdig bei dieser allgemeinen Lage, aber es ist so: bei der Auflösung der Kultur im Zeitalter der großen Wanderung und Völkerverschiebung wird der Bischof in seinem Distrikt der führende Mann, auch in politischer Hinsicht. Die weltliche Verwaltung versagt und hört auf. Die kirchliche Organisation bleibt. Man könnte die Lage des Memellandes nach 1918 etwa zum Vergleich heranziehen, wo die kirchlichen Beziehungen die politischen zunächst als die zäheren überdauert haben. In unserem Zusammenhang ist dafür die Gestalt Gregors des Großen ungeheuer charakteristisch, jenes vom Mittelalter als Musterpapst verehrten magenkranken alten Junggesellen, an dem eigentlich nur das kluge Maßhalten, in dem doch immer der Hang zur Mittelmäßigkeit steckt, „groß“ gewesen ist.

Man könnte über diese Zeiten einer versinkenden Kultur, in die sich gewaltsam und fremdartig das Neue in seinen ungeformten Möglichkeiten einschleibt, vieles sagen. Hier soll nur auf das hingewiesen werden, daß das Gesetz der Säkularisierung oder Anpassung des Religiösen, das so oft in der Religionsgeschichte auch des Christentums gilt, an diesem Punkt nicht zutrifft. Es gibt in der Geschichte, bis in die von uns erlebte hinein, Beispiele, in denen die kirchliche Organisation sich stärker erweist als die politische, die zerbrochen sein kann und eben dadurch die Ausdehnung und Geltung der kirchlichen Verwaltung steigert.

## II.

### 1.

Das Kirchenregiment Karls des Großen dürfte aus vielen Gründen enger mit der byzantinischen Reichskirche zusammenhängen als mit germanischen Vorbildern, deren Einfluß dabei freilich nicht völlig geleugnet werden soll. Aber der Kampf zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter kann deshalb im Großen als Fortsetzung des Streites zwischen der byzantinischen Reichskirche und der autonomen Rom-



kirche betrachtet werden. Der Kampf um die Eigenkirche dürfte nur sekundäre Bedeutung haben.

Auf diesem Hintergrund — der Kaiser ist der Herr der Kirche — erhebt sich nun aber doch das Besondere in der Leistung des großen Karl. Er achtet auf die Vorbildung der Pfarrer, aber auch auf ihre Arbeiten, sowohl was die Predigt wie auch was den Unterricht und Gesang anlangt. Das ist alles sehr einfach, fast primitiv zugegangen; aber auch die Gelehrten seiner Zeit, denen Karl sehr den Hof gemacht hat, sind doch nichts anderes als Compiler und Schulmeister. Wie hätte es also anders sein sollen! Jedenfalls treten gerade unter Karl dem Großen die Tätigkeit des Pfarrers und seine Aufgaben hell hervor und werden vom König besonders betreut. Eine Tatsache, die einem überhaupt zu denken geben kann. Es liegt ein leise rationalistischer Zug über der karolingischen Kultur. Er wirkt auch in die Bestimmung der Aufgaben des Pfarrers hinein und gibt damit dem um das Sakrament konzentrierten „Priesterlichen“ die Wendung in die Funktionen des „Pfarrers“. Die Übernahme rationaler und pädagogischer Aufgaben unterscheidet also den Pfarrer von dem an das „Magische“ gebundenen und auf dies sich gründenden Priester. Es ist kein Zufall, daß die Bedeutung des Pfarrers als solchen im Reich Karls des Großen zuerst sichtbar und deutlich in die Erscheinung tritt. Für die Bestimmung dessen, was der „Pfarrer“ im Unterschied vom „Priester“ ist, wird man das im Auge behalten müssen.

Freilich, die letzte Bedeutung Karls des Großen für die Gestaltung der Kirche und ihrer Aufgaben ergibt sich erst aus einer weiteren Überlegung. Karl heißt deshalb der Große, weil er gefühlt hat, daß der Sinn der Politik mit allen ihren Heerzügen und Kriegen nicht in sich selbst und in ihren Eroberungen liegt, sondern in einem höheren Zweck, im Ermöglichen und Schaffen von Kultur. Er kann in dieser Hinsicht mit Alfred dem Großen und Knut dem Großen verglichen werden; Männer, die, perspektivisch gesehen, auf derselben Ebene stehen wie Karl der Große. Und Karl hat nun speziell der Kirche die Aufgabe gestellt, die Kultur zu pflegen,

auszubauen und zu schaffen. Es ist im Grund diese politische Aktion Karls gewesen, durch welche die Kirche maßgebend an den kulturellen Aufgaben des Reichs beteiligt wird, auf welcher letztlich die europäische Kultur in vielen Vermittlungen und Verbindungen noch heute bestimmende Verschmelzung von Christentum und Germanentum beruht.

Hiermit ist aber auch das allgemeine Problem gesetzt, das als solches zunächst niemand empfunden hat: Kirche und Kultur. Wie selbstverständlich hat die Kirche bei den neuen Völkern die Führung übernommen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Schule und der Armenpflege. So ist es lang im Mittelalter geblieben; und es gibt kaum einen Bezirk des geistigen Lebens, auch nicht des naturwissenschaftlichen, der nicht im Reich der Religion entsprungen ist und sich dann daraus losgelöst hat. Man denke nur an den Erfahrungsbegriff in den Naturwissenschaften, der aus dem religiösen Erfahrungsbegriff des Paracelsus hervorgegangen ist, oder an das, was Albert der Große und Grosseteste im Mittelalter für die Erforschung der Natur geleistet haben. Und doch gilt hier ein merkwürdiges geschichtliches Gesetz. Die Kirche ist auf diesen Gebieten wie Johannes der Täufer. Sie bereitet den Weg. Wo sie sät, erntet der Staat. Was sie vorbereitet und geschaffen hat, wird an die weltlichen Gewalten abgegeben. Ein Blick auf die Geschichte der Universitäten oder des Schulwesens — um nur das zu nennen — wird uns die Richtigkeit dieser These bestätigen. Es ist heute nicht anders. Was sich bei uns in Deutschland zwischen Innerer Mission und nationalsozialistischer Volkswohlfahrt abspielt, ist nichts anderes als jener gesetzmäßige Vorgang, den man nur abgeblaßt Säkularisation nennen kann. Und heute wie immer steht die Kirche vor der Pionierfrage: Gibt es noch neue Gebiete, die einer kirchlichen Eroberung ihrer Natur nach zugänglich sind? Oder sind wir allmählich in ein Zeitalter getreten, das lediglich und vor allem Konzentration der kirchlichen Aufgaben, Selbstbesinnung und Zusammenfassung verlangt?

## 2.

Man möchte zunächst annehmen, daß die Reformation einen ungeheuren Aufschwung des Pfarrerstandes bewirkt hat. In Wahrheit liegt es aber bei Beantwortung dieser Frage wesentlich komplizierter. Die Reformation ist ein großes Beispiel auch dafür, wie es bei der Verwirklichung eines Glaubens zugeht. Es geht dabei unendlich viel verloren, und vieles wird ganz unvorhergesehen in neue Bahnen gelenkt. Glaube und Verwirklichung sind immer zweierlei.

Man kann und muß das Wesen der Reformation nach vielen Seiten hin bestimmen. Man darf aber dabei nicht übersehen, daß sie zunächst auch ein Zerbrechen des Altgewohnten und Volkstümlichen in der Kirche gewesen ist. Es ist dabei nicht ohne Brutalität im Ganzen wie im Einzelnen abgegangen. Und es ist kein Zweifel, daß sich der Aufbau der Reformation auf einem Trümmerfeld vollzogen hat. Auch Reformationen beginnen mit Abreißen.

Es fehlte an Pfarrern; der Nachwuchs war überaus spärlich; Ablösungen und Abfindungen, die zu zahlen waren, bereiteten manche Kopfschmerzen. Nicht selten mußte man sich entschließen, fromme Handwerker zu ordinieren und als Geistliche einzusetzen. Erst viel später konnte man dazu übergehen, Lehrern und Küstern die Wahrnehmung der Pfarrstellen zu übertragen. Dabei stellte die Betonung der Predigt und der Erziehung, wie sie durch die Reformation gegeben war, wesentlich höhere Anforderungen an den Pfarrer als an den „Meßpfaffen“ alten Stils.

Unter dem Einfluß der Reformation wird nun völlig aus dem Priester der Pfarrer; und diese Linie der Entwicklung setzt sich in den folgenden Jahrhunderten vollends durch.

Luther hat — aufs Ganze gesehen — nicht mit seiner tiefen Theologie auf seine Kirche gewirkt. Wäre es anders gewesen, so wäre der Rückgriff auf ihn in unseren Tagen weder nötig noch möglich. Was von seinen großen Gedanken in seiner Kirche wirklich geworden ist, ist ein humanistisch gefärbter Protestantismus, dessen Art wir etwa den zum großen Teil gesammelten Gutachten und Bekenntnissen größerer und kleinerer Städte vor dem

Reichstag von Augsburg 1530 entnehmen können. Auch dieser humanistisch gefärbte Protestantismus war stark genug, das Denken der damaligen Menschen umzuändern; aber mit Luther ist er eben nicht gleichzusetzen.

Will man diese Pfarrertheologie der Reformation — um sie handelt es sich nämlich bei dieser humanistisch getönten, einfachen und praktischen Theologie — charakterisieren, so muß man auf folgende zentrale Punkte aufmerksam machen: *Erstens*, die christlichen Wahrheiten werden stark beschränkt; die Reformation ist auch Reduktion. Die christliche Religion wird reduziert auf das, was die Bibel sagt. Was darüber ist, ist so oder so vom Übel. *Zweitens*, die Kirche und ihr Handeln ist stark bestimmt durch den pädagogischen Zweck, der diesem Handeln innewohnt. Sie soll die Christen erziehen. Daher muß sie in allem, was sie tut und lehrt, verständlich sein. Für sich am Unverstandenen entzündende Gefühle ist hier kein Platz. Daher muß auch der Gottesdienst sich in der deutschen Sprache, überhaupt in der Volkssprache, vollziehen. *Drittens*, der Papst ist der Antichrist, der die Freiheit der Gewissen gefährdet, und der speziell die Deutschen ausgesogen und mißbraucht hat.

Luthers Eheschließung ist vor allem als die Tat eines Mannes zu beurteilen, der das, was er lehrt, auch leben will. So glaubt er auch dem „großen Behemoth“ in Papst, Mönchtum und menschlicher Seele am besten „zwischen die Zähne zu treten“. Aber der Begründer des protestantischen Pfarrhauses, dessen biologische Bedeutung für das deutsche Volk schwer überschätzt werden kann, im Sinn eines besonderen Lebensstils ist Luther nicht gewesen. Luthers Lebensstil ist nicht der des protestantischen Pfarrhauses. Luthers häusliches Leben mit seiner Großzügigkeit — viel Gäste und wenig Geld, großartige Freigiebigkeit und unbezahlte Rechnungen — erinnert eher an das, was man gemeinhin unter einem Künstlerhaushalt versteht. Gewiß, das protestantische Pfarrhaus geht auf Luther zurück; aber den Stil des Pfarrhauses hat eher Spener mit seiner oft engen Bedächtigkeit bestimmt als Luther, dessen Einmaligkeit sich auch in seinem Lebensstil ausprägt.

## 3.

Geistesgeschichtlich gesehen, ist das große 17. Jahrhundert das Jahrhundert vor allem der Historie und daneben des spät sich durchsetzenden Humanismus und des sich hiermit leicht verbindenden Spiritualismus, der bis in Philosophie und Naturwissenschaften hinein wirksam ist. All dies schafft die Grundlage für die langsam beginnende Zerstörung der theologischen Weltanschauung in ihrer Geltung. Kirchengeschichtlich gesehen, ist das 17. Jahrhundert das Jahrhundert des Konfessionalismus und der Herrschaft der Theologie. Es ist das Zeitalter der Landeskirchen, in welchen der Landesherr weit über die ihm kirchenrechtlich gesetzten Grenzen hinaus den Pastoren befiehlt, während auf der andern Seite die Theologen den Landesherrn darüber belehren, was ein christlicher Staat ist, und wie er als Regent eines solchen Staates zu handeln hat.

Es hat in diesem Jahrhundert keineswegs an Reformbestrebungen gefehlt, auch nicht aus den orthodoxen, konfessionell gebundenen Kirchen heraus. Auf der andern Seite ist aber auch nicht zu verkennen, wie die dogmatische Bindung an das auf Lutherischem Boden sehr umfangreiche Bekenntnis nicht bloß eine starke Gleichförmigkeit des Denkens, sondern auch enge und schließlich zwecklose Streitigkeiten hervorgerufen hat. Auch der erste Kirchenkampf in der protestantischen Kirche Luthers, der eine Kirche Luthers und eine andere Melanchthons hervorzubringen drohte, ist wenig fruchtbar gewesen.

Die Not der Theologen kann man sich an zwei Gestalten veranschaulichen, an Weigel und Semler. Weigel, der große Spiritualist, der in seinen geheimen, im Geist des Spiritualismus geschriebenen, Schriften Leibniz nahesteht und in seiner Fragestellung manchmal an Kant erinnert, unterschreibt die Konkordienformel! Semler, der kritische Historiker und Religions-theoretiker, der „Baur vor dem größeren Ch. F. Baur“, vertritt offen die Lehre von dem doppelten Gesicht der Wahrheit als der tiefsten Weisheit letzter Schluß! Die doppelte Wahrheit, das ist die Not der orthodoxen Theologie.

Im Pietismus bricht ein neues Zeitalter an, die Zeit der Sentimentalität, die Lebensgefühl und Lebensstil ändert. Dabei vereinigt der Pietismus, seltsam genug in sich genuine Motive Luthers, des Spiritualismus und der Sektenidee, die von Anfang an im Christentum steht. Auch der Pietismus bedeutet eine Reduktion der christlichen Wahrheiten, wozu er das Prinzip der „Erfahrung“ und des „Erlebens“ gebraucht. Nur das ist heilsnotwendig zu glauben, wovon ich persönliche Erfahrung bezeugen kann. Es ist eine richtige, wenn auch etwas weitergehende Folgerung aus diesen theologischen Grundgedanken, wenn eine „Theologie der Wiedergeborenen“ erstrebt wird. Denn nur der kann schließlich von theologischen Dingen reden, für den sie durch den Glauben Wirklichkeit sind. Es ist keine Frage, daß die Einwirkungen des Pietismus auf den deutschen Geist, und zwar gerade wegen der in ihm vorhandenen spiritualistischen und unkirchlichen Elemente, sehr groß gewesen sind. Das kann hier nicht näher erörtert werden, obwohl die Arbeit des Pfarrers in Pietismus und Aufklärung und der Stil seines Lebens eine gesonderte und ausführliche Untersuchung verdienen würde.

Was der Pietismus aus sich selbst, fast gegen den eigenen Willen, erreicht hat, hat die Aufklärung mit allen Kräften erstrebt und doch vielleicht weniger erreicht, nämlich die Einwirkung des durch die Vernunft auf seinen Wesenskern reduzierten Christentums auf die Welt im wahren Sinn des Worts. Sie hat viel dazu beigetragen, dem Leben mehr Wahrhaftigkeit und Einfachheit wiederzugeben, und es von der Last der alten Gottesdienstlichkeit zu befreien; aber der Pfarrer ist in dieser Zeit mit seinen „lebensnahen“ Predigten oft mehr Lehrer, Gärtner oder Ökonom gewesen als eben Pfarrer. Diese geistigen Produkte in den bekannten Predigten sind in ihrer steifen Lehrhaftigkeit und nutzseligen Nüchternheit für uns Heutige unerträglich; aber der Pfarrer, der mit seiner Gemeinde lebt, hat sich im allgemeinen eines behaglichen Daseins erfreut und das „Idyllische“ im Pfarrerberuf mag vielleicht niemals so stark ausgeprägt gewesen sein wie in dieser Epoche und Sphäre<sup>7)</sup>. Und schließlich ist das

7) Viel Anschauliches enthält der auch für das Problem der Familiengeschichte und der Generationenfolge und auch in dieser Hinsicht

auch etwas, trotz allen Klagen, die man sonst über die Aufklärung anzustimmen pflegt!

Wenn wir das 19. Jahrhundert betrachten, so möchte ich meinen, daß hier die „Verbeamtung“ des Pfarrers abgeschlossen worden ist. Der Pfarrer wird in die Beamtenhierarchie des modernen Staats eingeordnet und vom Behördenwesen erfaßt. Es ist der Abschluß der territorialistischen Kirchenidee, der doch wie jeder Abschluß über sich selbst hinausweist. Das gipfelt in der bedauerlichen pekuniären Gleichmacherei am Ende des Jahrhunderts; bedauerlich, weil dort, wo die Leistungen verschieden sind, auch die Lebensbedingungen verschieden sein müssen. Dabei werden die geistigen Anforderungen an den Beruf gegenüber der „alten Zeit“ gesteigert. Man braucht nur die Examensprotokolle, etwa aus dem 18. Jahrhundert, mit denen aus dem 19. oder 20. Jahrhundert zu vergleichen<sup>8)</sup>, um an diesem markanten Punkt den Unterschied deutlich feststellen zu können. Mit alledem wird der Pfarrer immer stärker in das Bürgertum hineingezogen und dadurch sein Lebensstil bestimmt<sup>9)</sup>. Gerade die führende Theologie im 19. Jahrhundert trägt typisch bürgerliche Züge, und der theologische Liberalismus des 19. Jahrhunderts ist ohne diesen soziologischen Zusammenhang mit dem liberalen Bürgertum überhaupt nicht zu verstehen. Man sehe sich einmal die Auffassung Jesu in der Deutung A. Ritschls an, um die Richtigkeit dieser Behauptung an diesem charakteristisch verzeichneten Jesusbild zu erkennen.

Aber das alles sind Beispiele, die uns vor Überheblichkeit warnen. Niemand ist mehr als seine Zeit; auch nicht der Gelehrte; auch nicht der Pfarrer. Aber es ist zu überlegen, ob nicht auch im heutigen Kirchenkampf ein sehr weltliches soziologisches Element steckt, ob nicht etwa ein neuer Typus von Pfarrer, der sich der

interessante und schöne Aufsatz von R. Ziel, Die Kosegarten, Z.K.G. 1938, 3. und 4. Heft, S. 459 ff.

8) Vgl. D. Neu, Prüfung eines Lutherischen Kandidaten in Heidelberg 1776 (Z.K.G. 1938, Heft 1/2, S. 244 ff.).

9) Es wäre gut, wenn man einmal eine vergleichende Untersuchung über die soziale Herkunft des Pfarrers in den einzelnen Epochen bekäme.

bürgerlichen Grenzen zu entziehen strebt und irgendwie neue Formen für sein Lebensgefühl sucht, sich gegen den alten bürgerlich gewordenen Pfarrer auflehnt und seine Vorherrschaft abzuschütteln sucht.

Über die Zeit nach dem Weltkrieg und über die Tätigkeit des Pfarrers im Weltkrieg zu sprechen, ist hier nicht der Ort und mag einer späteren Studie vorbehalten bleiben<sup>10)</sup>. Nur das sei gesagt: Der Sturz der Monarchie löst den Pfarrer aus dem Staatsgefüge mehr und mehr los. Der Behördenapparat und die behördliche Regelung der meisten Einzelfragen bleibt; aber das Ausscheiden der oft getadelten Institution des summus episcopus erweist sich als Fatalität und als Verlust, gerade wenn die alte behördliche Organisation und ihre Formen bleiben. Es hat den Anschein, als ob das Dritte Reich nach mancherlei Schwankungen und Versuchen den Weg fortsetzen wird, der zu einer Trennung von Staat und Kirche, wie sie in Europa und Amerika vielfach üblich ist, führen wird. Es wird für die Kirche viel auf die Modalitäten dieser Trennung ankommen. Sie muß in einer Atmosphäre des Friedens geschehen. Aber wenn man es heute manchmal hört, für den Staat bestände in diesem Fall die Gefahr einer Sammlung der oppositionellen Elemente unter religiöser Decke, so unterschätzt diese Einrede Macht und Energie des nationalsozialistischen Staates. Die protestantischen Kirchen werden auch unter geänderten Verhältnissen mit Luthers Rat einmal wirklich Ernst machen und auch die unbequeme Obrigkeit „leiden“ müssen. Und wer Christ und Deutscher zugleich bleibt, wird sich immer wieder vor die schwere Aufgabe gestellt sehen, nationalsozialistische Weltanschauung und christlichen Glauben miteinander zu verbinden. Gerade in solchen, wie in den gedachten Verhältnissen erst recht!

### III.

Es ist ein langer Weg, in den wir hineingesehen haben. Er ging in mancherlei Ansätzen vom Pneumatiker und Propheten zum Bischof, vom einfachen Ordner und Gastgeber zum Priester,

---

10) Vgl. auch meinen Aufsatz „Religion im Feld“, in: E. Seeberg, „Menschwerdung und Geschichte“ S. 156 ff.



vom Priester zum Pfarrer, von der Berufung und vom Dienst zum Beruf und zum Amt. Es ist die Geschichte eines Berufes, die in ihren einzelnen Stadien an uns vorübergezogen ist, der, wie kaum ein anderer, mit seinen Leistungen und mit seiner Arbeit die geistigen Kräfte des deutschen Volkes, ja aller Völker gestaltet hat.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die gegenwärtigen Aufgaben des Pfarrerberufes und sprechen wir einige *pia desideria* bezüglich der Art dieser Aufgaben in unserer Zeit aus!

### 1.

Wie ist eigentlich das Verhältnis von Kirche und Pfarrer? Gibt es Kirche ohne Pfarrer? Diese Frage muß m. E., auch im Sinn Luthers, durchaus bejaht werden. Wer die Frage verneinen würde, würde auf dem Standpunkt der Donatisten, das heißt der Sekte, stehen. Der Pfarrer „macht“ nicht die Kirche, sondern das Wort „macht“ die Kirche. Und wenn man dagegen einwendet: Ja, aber das Wort muß einer sagen, sonst bleibt es stumm, so wird man darauf antworten müssen: Gewiß, aber dieser eine braucht nicht der Pfarrer zu sein.

Das eigentliche Problem im Kirchenbegriff ist ja dies: Wie kann etwas, was primär „Institution“ ist, zugleich „Gemeinschaft“ sein oder werden?

Wozu ist also der Pfarrer nötig?

Zweierlei kann hier betont werden. Einmal der alte, von Luther gern in den Vordergrund gerückte Gedanke. Der Pfarrer ist notwendig um der Ordnung willen. Die Ordnung sowohl des Gottesdienstes wie auch die Ordnung der Verwaltung einer religiösen Gemeinschaft ruft eine verantwortliche und geschulte Persönlichkeit herbei, die der Gesamtheit den Dienst leistet, dessen Recht in der Gesamtheit begründet ist. Der Pfarrer muß den Einzelnen in der von ihm betreuten Gemeinschaft das Wort sagen und verständlich machen; er muß die Glieder der Gemeinschaft erziehen. Sodann — und das scheint mir das Wichtigste zu sein — das Lebensgebiet der Religion bedarf einer Pflege *ex officio*, und zwar durch Persönlichkeiten, die verantwortlich auf diesem Gebiet ausgebildet und geschult sind. So sehr Religion Sache aller Menschen und

jeder einzelnen menschlichen Persönlichkeit ist, so sehr muß die Religion als ein weites und mächtiges Lebensgebiet durch besonders geeignete Persönlichkeiten erhalten und fortgebildet werden. Man kann und soll also die Leistung des Pfarrers nicht bloß aus den Diensten ableiten, die er der Gesamtheit oder auch nur seiner besonderen Gemeinschaft leistet, sondern vor allem auch aus der Sache selbst, aus der Existenz der Religion als einer geschichtsmächtigen, lebendigen Kraft, die da ist wie das Recht oder die Sprache. Das bedeutet dann in concreto: Der Pfarrer muß selbst Religion haben, wirkliche, echte und erprobte Religion; ja, er soll sogar fähig sein, die Religion fortzubilden und Religion aus Religion zu schaffen. Es ist eines der großen Mankos der Gegenwart, daß so wenig wirkliche, lebendige und gefährliche Religion vorhanden ist. Bei uns allen fehlt der Mut zu Religion. Allgemein ist die Tendenz, zu erhalten, zu „retten“, anzuwenden, zu verkündigen. Aber wo brennt die Flamme der Religion, die das Alte verbrennt und Neues schafft, ja die denjenigen blenden kann, der zu tief in das heilige Feuer hineingeblickt hat?

Analog hierzu muß auch die Notwendigkeit des „Theologen“, insonderheit des Universitäts-Theologen, erwiesen werden. Gewiß, man braucht ihn, weil er der Kirche ihre Diener heranbilden soll. Aber eigentlich genügt diese Begründung nicht. Gewiß, der „Gelehrte“ unter den Theologen wird mehr oder minder wichtige historische Entdeckungen machen oder gedankliche Verknüpfungen finden. Aber auch das führt noch nicht in die Tiefe des vorliegenden Problems und grenzt den Theologen noch nicht vom Historiker oder vom Philosophen ab. Nein, Theologie muß getrieben werden, weil Religion als eine Lebensbewegung der Menschheit nicht bloß erhalten, sondern fortgebildet werden muß. Die höchste Aufgabe des Theologen ist es, dies Lebensgebiet zu pflegen, zu durchforschen und neu zu machen.

## 2.

Warum braucht der Pfarrer eine theologische Vorbildung? Wie ist das Verhältnis von Theologie und Pfarrer?

Auch in diesem unserm Beruf hört man den Ruf nach rein fachlicher Vorbildung nicht selten. Aber in keinem Beruf würde sich der fachlich-technische Drill, wenn er exklusiv bliebe, mehr rächen als im Pfarrerberuf. Man soll mit dem, was man auf der Universität gelernt hat, nicht unmittelbar in den praktischen Dienst hineinfahren, und man soll gar nicht theoretisches Wissen unmittelbar in die Praxis überführen. Ja, was soll dann die Universitätsbildung? Sie gibt auch keine Kniffe und Kunstregeln mit, wie man etwa doch dies oder jenes „halten“ oder listig beweisen könne. Die wissenschaftliche Erziehung will aber eins erreichen; sie will selbständig machen und den Mut mitgeben, original zu erleben. Das ist ihr Zweck; und die Aufgabe des Einzelnen ist es, diese Selbständigkeit in den praktischen Berufsaufgaben zu erhalten und zu erhärten.

Jeder Pfarrer wird in das hineingetaucht, was man die Gemeindeorthodoxie nennt. Hier nicht zu versinken, sondern „man selbst“ zu bleiben und zu werden, das ist der Zweck des Universitätsstudiums. Sein Zweck ist also nicht die Aneignung von möglichst dichtem Wissen, sondern die Erziehung von Persönlichkeiten und Charaktern. Daß das nur selten gelingt, darüber besteht kein Streit. Aber man sollte kein hohes Ideal bloß wegen seiner Höhe entfernen!

Es ist zweifellos besser, wenn ein Pfarrer schlecht, aber selbständig predigt, als wenn er aus der einschlägigen Literatur sich Gedanken und Empfindungen zusammenstiehlt, die er selbst nicht gehabt hat. Der erstere wird trotz allen Mißerfolgen allmählich lernen, gut und — wenigstens — eigenartig zu predigen; der zweite kann nie etwas lernen und wird allmählich im Betrieb versanden. Dabei möchte ich als gutes Hilfsmittel zur Vorbereitung auf die Predigt die Lektüre Lutherscher Predigten empfehlen. Sie haben den Vorteil, daß sie so, wie sie sind, nicht gehalten werden können; daß sie aber fast jedesmal Gedanken vermitteln, deren Tiefe und Kraft selbst zu Kraft und Tiefe verhelfen kann.

Über das theologische Studium selbst und seine Ordnung will ich mich hier nicht äußern. Ich habe

das an anderer Stelle getan<sup>11)</sup>). Hier möchte ich nur einiges hervorheben. Erstens, ich halte es nicht für richtig, in den Mittelpunkt des Studiums fast ausschließlich die Bibelwissenschaften zu stellen. Diese Grundlage ist, wenn sie allein vorhanden ist, heute zu schmal. Die Fragen, die heute dem Theologen gestellt werden, lassen sich nicht aus der Bibel allein beantworten; wie denn überhaupt die Bibel keine Sammlung von Paragraphen im Sinn eines Gesetzbuches ist, sondern vielmehr der Nachhall von Zeugnissen lebendigen religiösen Geschehens und Lebens. Es darf nicht dazu kommen, daß das Ergebnis der in den Prüfungen gemessenen Vorbereitung für das geistliche Amt wesentlich in dem Nachweis besteht, daß aus dem Griechischen und Hebräischen zumeist mit Hängen und Würgen übersetzt werden kann. Das Niveau muß tiefer und breiter werden. Zweitens, die Grundlegung muß also breiter werden. Sie muß die Geschichte heranziehen und diese für die Gedankenbildung selbst fruchtbar machen. Kirchengeschichte ist kein Wissen von getrockneten und in Paragraphen gefaßten Vorgängen und Ideen, sondern Lebenserfahrung, Berührung mit Großem und Großen, Ansaugen fremder und tiefer Gedanken. Die Bedeutung der historischen Disziplin wächst in der Gegenwart gegenüber der systematisch-philosophischen, weil unsere Zeit sich lieber in Anschauungen als in Begriffen bewegt, und weil es die theologische Aufgabe der Historie ist, gegen die verflachten und verkehrten Vorstellungen von der christlichen Religion, wie sie in der Gegenwart umlaufen, das Wirkliche und Urbildliche des Christentums herauszustellen, das wie jedes Urbild produktiv wirkt. Drittens, damit ist nichts gegen die systematische Theologie gesagt. Aber sie soll keine „historische“ Disziplin sein, die zu einer bestimmten Zeit Geltendes darzustellen hat, wie es Schleiermacher in tiefer Erkenntnis der Relativität jeder Dogmatik gesagt hat; sondern sie soll frei und spekulativ, mutig und persönlich das Verständnis der christlichen Religion vertiefen und diese selbst — fortbilden. Viertens,

---

11) Vgl. E. Seeberg, „Anregungen zur Neugestaltung des theologischen Studiums“, in: Menschwerdung und Geschichte, S. 266 ff.

von der praktischen Theologie gilt, daß sie entweder endlich Wissenschaft vom gegenwärtigen Leben der Kirche sein wird, oder daß sie den Predigerseminarien als Zusammenfassung oder gar Zusammenschau der ganzen Theologie zu neuen Inhalten verhelfen wird.

Wenn der Pfarrer vor allem geistig-selbständige Persönlichkeit sein soll, so wird man auch der Schulung der bereits im Beruf Stehenden strenge Aufmerksamkeit schenken müssen. Auch diese Aufgabe der Kirchenleitung näher zu beschreiben, ist ein Thema für sich. Ich bin aber der Meinung, daß auch die Einführung von regelmäßigen wissenschaftlichen Arbeiten, die wenigstens zeigen müssen, daß ihr Verfasser ein größeres wissenschaftliches Buch zu lesen und zu beurteilen weiß, in Betracht gezogen werden sollte. Ähnliches ist in einer, ein wenig bürokratischer Präzision, meines Wissens aber erfolgreich, in der bayrischen Landeskirche wohl schon längst „des Landes Brauch“.

Gerade weil es der Pfarrer heute schwerer hat als seine Ahnen, muß er mehr können. Es geht nicht an, daß er sein Urteil aus Schlagworten oder kirchenpolitischen Blättern bezieht, ohne überhaupt imstande zu sein, einen neuen, andersartigen Gedanken zu sehen, geschweige denn zu beschreiben<sup>12)</sup>. Wie ist uns die Liebe abhanden gekommen, und wie oft ist der guten Samen im Dornengestrüpp der parteiischen Schlagworte zerdrückt worden! Der Mangel an Liebe macht auch geistig kurzsichtig und manchen sogar blind. Das sind bittere Wahrheiten. Aber es sind leider Wahrheiten, deren Erkenntnis die Hebung des Niveaus, des geistigen und persönlichen, in etwas bewirken könnte.

### 5.

Betrachten wir zum Schluß noch einige konkrete Fragen aus dem praktischen Amte heute!

12) Ich denke dabei auch an manche Besprechung meiner eigenen Schriften, die ich in den „Pastoralblättern“ oder ähnlichen Organen gefunden habe. Die Pflicht jedes Rezensenten ist vor allem zu lesen, darzustellen und dann erst zu beurteilen. Eine anständige und nützliche Rezension beansprucht viel Arbeit. Mir sagte einmal ein alter Scepticus und Practicus auf dem Gebiet des Rezensionswesens im Hinblick auf einen von mir geäußerten Zweifel, ob ich für ein bestimmtes Buch der geeignete Rezensent sei: „Ja, lesen Sie noch das Zeug, das Sie besprechen sollen?“ So darf es also nicht sein, obwohl es oft so ist.

Man empfiehlt heute nicht selten die Entlastung des Pfarrers, indem man ihm die Verwaltungsarbeit nimmt und dafür einen Kirchmeister oder dgl. einsetzt. Ich würde mir wenig davon versprechen. Verwaltungsarbeit gehört zum Mann und hält spezifisch männliche geistige Funktionen im Gang. Man kann nicht immer denken — das heißt, man kann nicht bloß, gerade als Mann, die äußere Welt in sich hineinziehen, um sie im Innern geistig zu verarbeiten. Man muß auch das innerlich Verarbeitete aus sich heraussetzen, erproben und durchsetzen, und sich selbst anschaulich machen können. Dazu hilft jedenfalls in etwas die Verwaltungsarbeit, die dem Pfarrer obliegt.

Manche Erwägungen sprechen für die Einschränkung der kirchlichen Vereinsarbeit, die in der Tat oft allzu stark gewuchert ist, gerade bei der Betätigung der meisten Deutschen in den Organisationen der Partei. Man kann durchaus fragen, ob nicht allzuviel Kräfte des Pfarrers in schließlich belangloser Unterhaltungsarbeit zersplittert werden. Auf der andern Seite betonen erfahrene Praktiker gerade in jetziger Zeit die Notwendigkeit, die Einzelnen zu sammeln, zu erbauen und zu beeinflussen. Aber muß das in der Form des Vereins geschehen?

Die Hauptsache bleibt auch heute die Predigt. Ihre Wirkung ist zutiefst beeinträchtigt durch das, was man die Inflation des Wortes nennen könnte, wie sie durch die Zeitung, den Rundfunk usw. begünstigt wird. Die mannigfaltige Inanspruchnahme des heutigen Menschen durch Nachrichten und Urteile aller Art verringert die Zahl derer, die den Gottesdienst besuchen. Und wenn Prediger der Bekenntniskirche oft stärkeren Kirchenbesuch aufzuweisen hatten, so lag das wohl auch an den sonst unterdrückten politischen Nachrichten, die hier mitgeteilt werden konnten.

Trotz alledem muß die Arbeit heute mehr denn je auf die Predigt konzentriert werden. Und zwar wird sich der Pfarrer wieder daran gewöhnen müssen, die Wochentage hindurch auf die Predigt zu studieren. Die „Studierstube“ des Pfarrers muß wieder zu Ehren kommen. Es ist notwendig, daß viele Stunden der Wochenarbeit auf die vielleicht, mehrmals neu

zu schreibende Predigt am Sonntag verwendet werden; und es schadet nichts, wenn dann manche andere Arbeit abgekürzt wird oder fortfällt. Ebenso wäre es nur gut, wenn die Predigt gelegentlich — nicht immer — lehrhafter würde und bestimmte Fragen sachlich behandeln würde. Das „Wort“ allein tut eben nicht. Es hat keine magische Wirkung. Es kommt alles darauf an, wie das Wort gesagt wird. Man darf seine Predigten nicht aus Postillen zusammenschreiben oder auf Inspirationen warten. Auch der Geist will erarbeitet sein. Gewiß, das Letzte ist Gnade; aber die Gnade will erkämpft werden.

Es geschieht heute schon viel, namentlich in den Großstädten, für den Aufbau und für die Ausschmückung des Gottesdienstes. Man ist manchmal ganz bewegt und gerührt, wenn man die Arbeit bedenkt, die hinter diesen konkreten Bemühungen um einen Gottesdienst steht, und wenn man dann die bescheidenen Früchte überblickt, die diese redliche Arbeit oft zeitigt. Aber jedenfalls sind mit der Kirchenmusik zukunftsreiche Wege für die Gestaltung der Gottesdienste betreten; und man wird es nur loben können, wenn gelegentlich der Wortgottesdienst durch musikalische Feierstunden ersetzt wird. Variationen im Gottesdienst bei größerer Selbständigkeit der Gemeinden und Pfarrer dürften überall zu begrüßen sein.

Vielleicht ist die Zeit nicht fern, in der der Pfarrer den Religionsunterricht als private kirchliche Arbeit und unter vielleicht ungünstigen äußeren Umständen übernehmen muß. Damit würde der Pfarrer vor eine neue und ungeheuer große Aufgabe gestellt sein. Sie ist so groß, daß ich fürchte, viele werden ihr gar nicht gewachsen sein. Auch im Hinblick auf diese Aufgaben brauchen wir wissenschaftlich geschulte und geistig bewegliche Pfarrer, die imstande sind, einen Religionsunterricht, losgesöst vom Schema der „Kreise der Bibellektüre“ oder des Katechismus zu erteilen, so daß eine lebendige Anschauung von dem Wesentlichen im Christentum entsteht. Auch hier werden neue Wege gegangen werden müssen, die nicht ängstlich im Kreis um die Bibel herumführen, sondern die, von der Bibel ausgehend, das ganze geschichtliche Christentum durchmessen.

Überhaupt wird man die vorhandenen Kräfte individuell spezialisieren und einsetzen müssen. Pfarrer, die politisch, wirtschaftlich, verwaltungsmäßig und journalistisch besonders begabt sind, wird man entsprechend ihrer Begabung verwenden müssen. Warum sollte etwa nicht in jeder Provinz ein Pfarrer sein, der, selbst alter Parteigenosse, bei Reibungen mit der Partei oder mit anderen politischen Stellen den Ausgleich versuchen sollte?

Auch die wissenschaftliche Arbeit wird die Kirche in Zukunft stärker fördern müssen. Statt der vielen kleinen Broschüren und Traktate, für deren Druck Geld ausgegeben wird, sollte man von der katholischen Kirche und von der Art, in der sie große wissenschaftliche Unternehmungen finanziert und anregt, lernen. Hier muß unsere Kirche pietistische Überbleibsel überwinden mit ihrer Enge und Ängstlichkeit, und den Schritt in die Weite und Freiheit hinein wagen. Und diese wissenschaftlichen Unternehmungen sollten ihre Aufgaben aus der Kirche in ihrer Stellung in der Wirklichkeit selbst gewinnen und nicht aus der Nachahmung politisch bedingter Institute. Eine „Geschichte der deutschen Frömmigkeit“, eine intensive Behandlung „sozial-ethischer Fragen“, eine Herausgabe der Reformatoren „zweiter Ordnung“ oder der großen „Spiritualisten“ in der Reformationszeit — das wären einige Aufgaben, deren Bearbeitung wissenschaftlich notwendig und kirchlich nützlich sein würden.

Die Regelung der sehr realistischen Geldfragen ist freilich die Voraussetzung für eine Neuformung des Berufs des Pfarrers. Man kann von niemanden verlangen, daß er Bücher lesen und beurteilen soll (obwohl manches durch vernünftig geleitete Lesezirkel oder durch Ephoralbibliotheken geschafft werden könnte), wenn er kein Geld hat, sie zu kaufen.

Zu dieser Geldfrage, deren Druck vermutlich in Zukunft immer schärfer werden wird, ist grundsätzlich zweierlei zu sagen. Erstens, die Pfarrergehälter sind allmählich so gesenkt worden, daß weitere Senkungen ohne Schaden für den Nachwuchs als nicht möglich erscheinen. Grundsätzlich muß der Pfarrer pekuniär nicht schlechter stehen als der Studienrat oder Amtsrichter. Zweitens, die pekuniäre Gleichmacherei unter den



Pfarrern sollte abgeschafft und an ihre Stelle das alte Pfründensystem — vielleicht in neuzeitlicher Umformung — gesetzt werden, das für Erhaltung von Traditionen und für gesunden Wechsel besser sorgt als der jetzige Zustand.

Das sind einige Gedanken zu Fragen, die heute akut sind. Das geheime Leiden des Pfarrers heute heißt: Ist meine Arbeit Arbeit? Das braucht uns niemand zuzuschreien; das wissen wir selbst. Aber wir wissen auch, daß dies Leiden sich bei jedem gewissenhaften geistigen Arbeiter, und zwar grade bei dem produktiven, einstellen wird. Das gilt vom Gelehrten so gut wie vom Künstler. Sie alle arbeiten ins Unsichtbare hinein, auf Hoffnung. Der Verwaltungsmann, der Arzt, ja — bis zu einem gewissen Grad — der Lehrer sieht Erfolg und Mißerfolg meßbar vor sich. Wer geistig schafft, gleicht ewig dem Sämann, der das Korn in den Schoß der Erde legt und es Gott überläßt, ob Leben und Frucht daraus entsteht. Das gilt grade auch vom Pfarrer.

Die Zukunft der Kirche wird mehr und mehr vom Pfarrer, nicht von den Bischöfen und Behörden, abhängig sein. Aber auch die Zukunft des Christentums und die Verantwortung für dieselbe trägt letztlich der Pfarrer, welcher der geistige Leiter und Helfer der Laien, die sich in seiner Gemeinde zusammenschließen, sein soll. Möchten diese Ausführungen dazu helfen, ihm Aufgaben und Kräfte zuzuführen und damit den geheimen Zweifel an sich selbst zu vertreiben! Wo Aufgaben sind, da sind Kräfte.

Abgeschlossen am 7. Juni 1939.